

Sprachlehre

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1988)**

Heft 5

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schmelzen, schmelzte, geschmolzt oder schmelzen, schmolz, geschmolzen?

Bestaubt und unrein schmolz im Hag das letzte Häuflein Schnee. An diese Kellerschen Verse mußte ich jeweilen denken, wenn in der Gluthitze der letzten Sommertage die Schneeflecke unter dem Niesengipfel klein und kleiner wurden und schließlich ganz verschwanden. Von „bestaubt“ und „unrein“ konnte dort oben selbstverständlich nicht die Rede sein, aber der Vorgang war, mit einer jahreszeitlichen Verschiebung, doch genau derselbe. Hier wie dort... ja, wie ist das nun eigentlich: schmelzte die Sonne den Schnee, oder aber: schmolz sie ihn?

Kein Zweifel, in einer Prosafassung des „Taugenichts“ hätte Gottfried Keller etwa geschrieben: Die warme Frühlingssonne schmelzte endlich auch das letzte staubbedeckte Häuflein Schnee im Hag. Auch den Menschen meiner Generation liegt in diesem Beispiel die schwach gebeugte Verbform näher als „schmolz“. Denn so hat man es uns seinerzeit in der Grammatikstunde beigebracht: schmelzen (intransitiv), schmolz, geschmolzen: Der Schnee schmilzt, die Butter schmolz und brutzelte in der Pfanne, das Metall — im „Lied von der Glocke“ — ist geschmolzen und schießt nun „mit feuerbraunen Wogen rauchend in des Henkels Bogen“. Dagegen aber, zielend oder transitiv, in der Bedeutung flüssig machen: schmelzen, schmelzte, geschmolzt: Die Alpinisten schmelzten Schnee, um Tee zu bereiten; die Sonne hat schon viel Schnee weggeschmolzt. So klar und eindeutig verlangte es übrigens noch der Duden des Jahres 1919. Auch die Ausgabe von 1942 unterschied deutlich zwischen stark und schwach, zum Beispiel so: „du schmelztest, du hast geschmolzt“. Aber die Bearbeiter fügten gleichzeitig bei: „Diese richtigen Formen, besonders das Mittelwort der Vergangenheit, sind heute durch die starken Formen (schmolz, geschmolzen) fast verdrängt.“

Nun, schmelzen liefert nur einen Beweis unter vielen für die Tatsache, daß auf dem Gebiet der Konjugation ein eigentlicher Einebnungsprozeß in Gang gekommen ist. Man wird sich damit abfinden müssen; auch im Sprachleben läßt sich das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. Aber wir sollten uns dagegen wehren, daß immer mehr unterscheidende Konjugationsformen verlorengehen. Der Wechsel von starker und schwacher Beugung bei verwandten Zeitwörtern ist keine unnötige Spielerei, auf die man leichten Herzens verzichten könnte. Wohl verursacht die Doppelspurigkeit einige Lernschwierigkeiten, aber sie dient der Klarheit der Aussage und trägt darüber hinaus wesentlich bei zum herrlichen Formen- und Farbenmuster unseres Deutsch.

Doch wie gesagt, die Verwischungstendenzen — eine Folge des Hanges zu Bequemlichkeit und Vereinfachung — sind nicht zu übersehen. Wer macht heute noch einen Unterschied zwischen verderbte und verdarb, verderbt und verdorben! Diese Unterscheidung war einst selbstverständliches Gebot! Doch schon die Duden-Ausgabe von 1919 sagte zu „du verderbst; du verderbtest; verderbt“: „Oft werden auch in der Bedeutung ‚zugrunde richten‘ die starken Formen (...) gebraucht“. Und der Duden aus dem Jahre 1942 stellte offensichtlich resignierend fest: „Diese richtigen Formen sind heute, mit Ausnahme des Mittelworts verderbt, durch die starken Formen verdrängt.“

Auch *steckte und stak, bewegte und bewog, geschwellt und geschwollen* werden heute sehr oft nicht mehr genau auseinandergehalten. Gewiß, vom Zahnweh „geschwellte“ Wangen und „geschwollene“ Kartoffeln sind uns bisher erspart geblieben. Aber in steigender Zahl treten Verbbastarde dieser Art auf: Das schlimme Vorkommnis hat den Kläger bewegt, den Richter anzurufen. Und begreiflich: Wer bewegt und bewogen in einen Topf wirft, macht auch keinen Unterschied mehr etwa zwischen *gesinnt und gesonnen*. Dabei sind die inhaltlichen Besonderheiten leicht zu erkennen: Er ist uns wohlgesinnt, er ist gesonnen, uns zu unterstützen.

Jedem Freund der Sprache muß sich der Schluß aufdrängen: Sprachliche Unterscheidungen haben ihre Aufgabe, fast alle sind sinnvoll und hilfreich. Man sollte nicht ohne Not auf sie verzichten. *Hans Sommer*

Stillehre

Schriftsprachlich Falsches muß nicht einfach Mundart sein

„Dem Nachbar sein Sohn klaut immer meine Äpfel“ — dieser Satz könnte ebenso gut aus dem Munde eines Bayern wie aus dem eines „Nordlichts“ stammen, obwohl beides immer noch ganz verschieden klänge. Rund 50 deutsche Mundarten hat die Duisburger Privatdozentin für Germanistik, Beate Henn-Memmesberger, jahrelang auf ihre Gemeinsamkeiten hin untersucht. Dabei ist sie auf eine selbst für Experten erstaunlich hohe Zahl von Übereinstimmungen gestoßen. Als Gesamtdeutsch, aber eben nicht Hochdeutsch, müssen nach den Feststellungen der Forscherin ebenso Sätze gelten wie „Keiner ist schöner wie meiner“ oder „Da war nix mit los“. „Zwischen West und Ost, Süd und Nord gibt es offensichtlich einen starken Sprachaustausch an der Schriftsprache vorbei“, stellte der Bayreuther Germanistik-Professor Robert Hinderling bei einer Besprechung der durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Arbeit seiner Kollegin fest. „Die Mundarten halten — bildlich gesprochen — zusammen gegen das Hochdeutsch“, so Hinderling. Regionale Eigenarten wie etwa die im Rheinland und in Westfalen verbreitete Verlaufsform nach dem Muster „Da war mein Chef aber am Kochen“ finden sich in allen Mundarten. Manches, was von vielen Zeitgenossen immer noch als Mundart betrachtet wird, hat dagegen mittlerweile Einzug in die Duden-Grammatik gehalten. So läßt sich die in Zweifelsfällen ausschlaggebende „Germanisten-Bibel“ in ihrer Ausgabe von 1984 den Satz „Ich bin beim Arbeiten“ als Standardhochdeutsch zu.

„Das Standardhochdeutsch ist eine künstlich regulierte Sprache, die von vielen Möglichkeiten nur eine zuläßt“, so die Germanistin. Dort, wo Mundart nicht mehr zum alltäglichen Sprachgebrauch gehört, läßt der Rückfall in als „fehlerhaft“ verpönte Ausdrucksweisen Gespräche familiär und lässig werden. „Man will zeigen, daß man nicht alles mitmacht, was man in der Schule gelernt hat“, so die Sprachforscherin. Männerstammtische würden damit untereinander Solidarität signalisieren, während Frauen sich beim Mundartgebrauch mehr zurückhielten; auch Kommunalpolitiker bedienten sich mittlerweile häufig des heimischen Dialekts. *Siegfried Röder*